

Constanze Kurz, Frank Rieger: Die Datenfresser. Wie Internetfirmen und Staat sich unsere persönlichen Daten einverleiben und wie wir die Kontrolle darüber zurückerlangen

Frankfurt a. M.: Fischer 2011, 272 S., ISBN 978-3-10-048518-2, € 16,95

Daten fallen in Medien an. Sie werden in technischen Medien generiert, verarbeitet, transportiert, mit anderen Daten verrechnet, überprüft, in Speichern abgelegt. Ohne Daten wiederum wären Medien nicht vorstellbar: Sie wären ihrer Funktion entledigt, würden keine sinnlichen Outputs produzieren und könnten mithin als Medien nicht einmal wahrgenommen und verstanden werden. Trotz dieser gegenseitigen Implikation zwischen dem, was ‚gegeben‘ wird und dem was als (je nachdem) ‚die Mitte, das Mittlere, das Mittel‘ verstanden wird, blendet die Medienwissenschaft, einem methodischen Apriorismus folgend, die Frage nach den Daten meist systematisch aus.

Das hat unter anderem zur Folge, dass es zwar einen umfangreichen und wachsenden Diskurs zu Fragen des Datenschutzes und der Datensicherheit gibt, die akademische Reflektion darüber jedoch an Rechtswissenschaft, Politologie oder Informatik delegiert wird. Es sind aber diese Diskurse, die das Alltagsverständnis von Medien heute entscheidend prägen; damit verliert Medienwissenschaft auf dem Gebiet ihres eigenen Gegenstandes strukturell an Einfluss. Von daher scheint es notwendig, sich auch mit dem ‚aktivistischen‘ und populären Diskurs über Datenschutz auseinander zu setzen.

Die Informatikerin Constanze Kurz und der Unternehmer und Sprecher des Chaos Computer Clubs Frank Rieger sind zwei der prominentesten Datenschutzaktivisten hierzulande. Ihre Schrift *Die Datenfresser* bringt in Buchform, was die beiden über Jahre hinweg in zahlreichen Interviews, Aufsätzen und Kommentaren zu Fragen des Datenschutzes und der Persönlichkeitsrechte in einer vernetzten Welt geäußert haben. In neun Kapiteln und einer Einleitung will die Publikation den Weg zur ‚digitalen Mündigkeit‘ weisen, indem sie auf die Risiken der Mediatisierung unserer Lebenswelt aufmerksam macht, die Chancen der Vernetzung dabei nicht vergisst und Mittel vorschlägt, Datenschutz im eigenen Alltag zu realisieren. Diesen auf Warnung, Aufklärung und Selbsthilfe zielenden Ansatz teilt die Publikation mit ähnlichen Titeln der letzten Jahre, u.a. Peter Schaars *Das Ende der Privatsphäre: Der Weg in die Überwachungsgesellschaft* (München 2007) oder Juli Zeh/Ilja Trojanows *Angriff auf die Freiheit: Sicherheitswahn, Überwachungsstaat und der Abbau bürgerlicher Rechte* (München 2009).

Kurz und Rieger informieren umfassend und kompetent. Jedes Kapitel behandelt eine Facette des Themas: Geschäftsmodelle im Internet, Verhaltensvorhersagen durch Algorithmen, Einsätze der Biometrie, Bewegungsprofile und ihre Verwertungspotentiale, Rhetoriken der ‚transparenten Gesellschaft‘. Alle üblichen Verdächtigen tauchen auf, von Google und Facebook über Amazon und RFID-Chips bis Videoüberwachung. Das Buch ist angenehm verständlich und unpräten-

tios geschrieben, sein Zielpublikum ist der interessierte Bürger und Internetuser, der sich mit Datenschutzproblemen bislang wenig auseinandergesetzt hat. Um Anschaulichkeit zu erreichen, greifen die Autoren gerne auf fiktive, aber mögliche Szenarien zurück, die sie in Form von Geschichten präsentieren.

Doch so wichtig und wertvoll der aktivistische Diskurs in strategischer Hinsicht ist, um Aufmerksamkeit auf ein Problem zu lenken und möglicherweise eine politische Mobilisierung zu erreichen, so sehr wird auch deutlich, an welche Grenzen er dabei stößt.

Denn in wissenschaftlicher Hinsicht wirkt manches fragwürdig oder sogar widersprüchlich. Das beginnt mit der zentralen These, die als Untertitel auf dem Cover prangt: „Wie Internetfirmen und Staat sich unsere persönlichen Daten einverleiben und wie wir die Kontrolle darüber zurückerlangen.“ Die missverständliche Syntax (genauer wäre: „wie wir die Kontrolle über diese – also die Daten – zurückerlangen“) und die schräge Metaphorik von der „Einverleibung“ prinzipiell körperloser Informationen einmal beiseite gelassen, ist erstens die Behauptung einer strikten Trennung zwischen ‚denen‘ und ‚uns‘ eine arg grobe Vereinfachung der Lage. Es gibt keine zwei klar voneinander abzugrenzenden Seiten in dieser Hinsicht. Auch ‚wir‘ nutzen Technologien der Überwachung, der Datensammlung und -verarbeitung, auch ‚wir‘ haben einen Nutzen davon, das individuell zurechenbare Datenprofile von uns im Umlauf sind.

Zweitens hat die Unterstellung, dass Daten etwas seien, das einem ‚persönlich‘ gehören könne, sofern man selbst es gewesen ist, der sie ‚produziert‘ hat, einen entscheidenden Haken. Sie stützt nämlich die Logik der Wertschöpfung, auf die der Daten- und Adresshandel aufbaut. So gesehen wäre Datenhandel ein Fall von Ausbeutung eines datenpossessiven Individuums: ‚Wir‘ produzieren etwas (persönliche Daten), das ‚die‘ ökonomisch verwerten, ohne ‚uns‘ dafür zu entlohnen, es sei denn, in Form von Rabatt-Karten, also von Peanuts. Damit wäre Datenschutz ein Problem der angemessenen Preisgestaltung. Dazu kommt, dass die Frage, wer die Daten ‚generiert‘, keinesfalls geklärt ist, immerhin wären die Daten ohne die Netzwerke der Kommunikationsunternehmen oder die Fragebögen des Staates nicht zustande gekommen.

Und, drittens, was heißt in diesem Fall ‚Kontrolle‘? Immerhin ist Kontrolle (im Argument der Autoren) zuallererst etwas, das ‚die‘ über ‚uns‘ ausüben wollen. Reicht es als Lösung aus, den Begriff die Seiten wechseln zu lassen? Muss Kontrolle symmetrisch sein, beide Seiten umfassen? Was für Konsequenzen hätte eine solche gespiegelte Kontrolle?

An diesen Punkten (und weiteren) könnte Medienwissenschaft den aktivistischen Diskurs auf Schwachstellen oder Defizite aufmerksam machen und zugleich einen eigenen Beitrag leisten. So könnte man, statt von ‚persönlichen‘, von ‚personalisierbaren‘ Daten ausgehen, und daran die Frage anschließen, unter welchen Vorannahmen, in welchen Kontexten und mit welchen weiteren Transformationen, d.h. auch mit welchen Verzerrungen, Informationen individuell zugerechnet wer-

den können, und vor allem: Wie das Verhältnis zwischen dem Individuum und seinem ‚Datenschatten‘ verstanden werden kann. Statt von Akteuren mit strikt konträren Interessen auszugehen, könnte versucht werden, das Verhältnis zwischen ‚denen‘ und ‚uns‘ als sehr spezifisches Kommunikationsverhältnis zu beschreiben, was zudem eine Gelegenheit wäre, das Sender-Empfänger-Modell zu überdenken und gegebenenfalls zu revidieren. Medienwissenschaft könnte es darüber hinaus unternehmen, einen Begriff von ‚Kontrolle‘ in, durch und von Medien zu entwickeln, der dem binären Schematismus des ‚Wer kontrolliert wen?‘ entkommt. Solche Fragestellungen müssten andererseits mit empirischem Wissen gesättigt sein, um sich nicht in Abstraktionen und falschen Vorannahmen zu verzetteln. Damit wäre die Medienwissenschaft wieder auf den Diskurs der Aktivisten und Experten angewiesen.

Dietmar Kammerer (Marburg)